

PETRA RESKI

**Von
Kamen
nach
Corleone**

Die Mafia in Deutschland

| Hoffmann und Campe |

Petra Reski

Von Kamen
nach Corleone

Die Mafia in Deutschland

| Hoffmann und Campe |

1. Auflage 2010
Copyright © 2010 by
Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
www.hoca.de
Satz: atelier eilenberger, Leipzig
Gesetzt aus der Stempel Garamond
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-455-50163-6


HOFFMANN
UNDCAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

1

Als ich zwanzig Jahre alt war, setzte ich mich in einen alten Renault vier und fuhr von Kamen nach Corleone. Nur weil ich den *Paten* gelesen hatte. Auf meinem Bett liegend, unter einer mit Stiefmütterchenmotiven tapezierten Dachschräge. Dort habe ich den Putsch in Chile vorbereitet, unter besonderer Berücksichtigung von Allendes Agrarreform und der Verstaatlichung der Kupferminen, dort lernte ich unregelmäßige französische Verben auswendig und erörterte die Frage des Gewissens und der Schuld am Beispiel von Macbeth. Und zwischendurch las ich den *Paten*.

Johnny trank die gelbe, brennende Flüssigkeit und streckte dem Don sein Glas zum Nachfüllen hin. Er versuchte sich munter zu geben. ›Ich bin nicht reich, Padrino, mit mir geht es bergab. Du hattest recht, ich hätte meine Frau und die Kinder wegen dieses Luders, das ich geheiratet habe, nie verlassen dürfen. Ich kann es dir nicht verdenken, dass du mir böse warst.‹

Der Don zuckte die Achseln. ›Ich habe mir Sorgen um dich gemacht. Du bist mein Patensohn. Das ist alles.‹

Solche Sätze leuchteten mir ein. Mehr als Macbeth. Wer in einer ostpreußisch-schlesischen Familie aufgewachsen ist,

weiß um die Macht von Blutsbanden. Meine ostpreußische Großmutter beherrschte die Familie bis zum letzten Atemzug. Großherzig nach innen und streng nach außen hielt sie den Clan zusammen. Und meine schlesische Mutter unterteilt die Menschheit bis heute in »wir« und »die Fremden«. Einmal sollten wir im Englisch-Leistungskurs die Redewendung »Blut ist dicker als Wasser« erklären. Ich war die Einzige in der Klasse, für die dieser Satz eine Bedeutung hatte. Meine Großmutter hatte sie mir zu verstehen gegeben.

Ich war das älteste Enkelkind. Einzige Tochter des ältesten Sohnes. Der mit siebenundzwanzig starb – als Bergmann unter Tage. Als meine Mutter sechs Jahre nach dem Tod meines Vaters aufhörte, sich schwarz zu kleiden, wurde sie von meiner Großmutter aus der Familie verstoßen. Da war meine Mutter 33 Jahre alt und ich neun. Fortan ging ich allein zu den Familienfeiern und saß auf dem Ehrenplatz neben meinen Großeltern. Und wenn meine Mutter mich später fragte, wie die Feier verlaufen sei, wie meine Tanten angezogen gewesen und welche Geschenke gemacht worden seien, dann schwieg ich.

Don Vito Corleone war ein Mensch, an den sich alle um Hilfe wandten, und noch nie hatte er einen Bittsteller enttäuscht. Er machte keine leeren Versprechungen, noch gebrauchte er die feige Ausrede, ihm wären von Stellen, die mehr Macht besaßen als er, die Hände gebunden. Es war nicht notwendig, dass er ein Freund des Bittstellers war, es war nicht einmal wichtig, dass man die Mittel besaß, um ihn für seine Mühe zu belohnen. Nur eines wurde verlangt: dass der Bittsteller selbst ihm Freundschaft schwor.

Ehre und Stolz. Würdige alte Männer, die kein Wort zu viel machten. Eine Familie, die stets füreinander da ist. Mafiosi, die keine Frauen und keine Kinder ermordeten. Und die ihre Mütter achteten. So etwas in der Art hatte ich im Sinn, als ich zum ersten Mal nach Sizilien aufbrach. Mit meinem Jugendfreund, den ich liebte, weil er so ephebisches aussah – mit seinen langen blonden Haaren und seinem grazilen Körper. Er hatte Lippen wie ein Mädchen. Wir hatten bereits zusammen Spanien, Frankreich und Griechenland bereist. Griechenland hielten wir für überschätzt, Spanien für hoffnungslos unterdrückt und Frankreich für chauvinistisch, aber sympathisch. Italien hatte mich nie interessiert, außer in Form von Pizza Quattro Stagioni ohne Schinken. Oder in Form von mit Käse überbackenen Miesmuscheln.

Wir fuhren mit dem Moped immer zu einem Italiener unweit von Dortmund. Dort servierte Giuseppe, der genauso alt war wie ich, ein zarter Junge mit schwarzen Locken. Er half mir aus dem Mantel und bediente mich, als sei ich die Königin von Saba und nicht eine Gymnasiastin, deren Taschengeld nur für eine halbe Pizza Frutti di Mare und ein Glas Frizzantino reichte. Zu Weihnachten schenkte mir Giuseppe einen Panettone, den ersten meines Lebens, und mein Freund sagte: »Ich glaube, er ist in dich verliebt.«

Meine Kenntnis von Italien beschränkte sich lediglich auf Gastronomisches, ansonsten lockten mich weder Rom noch Florenz, und von Venedig wusste ich nicht mehr, als dass es im Wasser stand. Meine Tanten pflegten ihren Urlaub an der italienischen Adriaküste zu verbringen, seitdem hatte sich Italien für mich erledigt. Bis ich den Paten las. Und von der Mafia erfuhr. Und spürte, wie meine Tanten schauderten.

Es war ein trüber März Morgen, als wir aufbrachen.

Über uns wölbte sich ein grau dämmernder Himmel voller atlantischer Tiefausläufer, und mein Freund war damit beschäftigt, mit einem Ledertuch das Kondenswasser abzuwischen, das sich über Nacht von innen an den Scheiben des Renault angesammelt hatte. Ich verstaute in der Ablage die Kassetten, die wir für die Fahrt aufgenommen hatten: Genesis, »Follow me, follow you«; Supertramp, »Give a little bit«, Rod Stewart. »Da Ya Think I'm sexy?«; Roxy Music, »Dance Away«. Und natürlich jede Menge Bob Dylan. Für meinen Geschmack entschieden zu viele Bob-Dylan-Kassetten. Mein Freund hatte kurz zuvor begonnen, Gitarrenstunden zu nehmen, weil er Dylan so verehrte. Als Gegengewicht zu Dylan hatte ich eine Kassette mit Chansons von Michel Polnareff mitgenommen. »La poupée qui fait non«. »Mädchenmusik«, sagte mein Freund und drehte sich die erste Zigarette des Tages, streichholzdünn, wie immer. In einer Seitentasche des Renaults steckten der Shell-Atlas Europa, eine Packung Spearmint-Kaugummis und vier Tafeln Ritter Sport-Schokolade, Geschmacksrichtung Joghurt. Am ersten Tag wollten wir es bis zu den Alpen schaffen.

Noch am Abend zuvor hatte meine Mutter gefragt, warum es unbedingt Sizilien sein müsse, und ich hatte geantwortet: »Weil es da bereits warm ist. Ist ja fast schon Afrika.« Das klang einleuchtend. Als wir losfuhren, stand sie fröstelnd am Straßenrand, blickte auf den Rost, der die Türen des Renaults angefressen hatte und sagte: »Bis Sizilien kommt ihr nie.«

Und jetzt steht dieser Spider in unserer Straße. Vom herbstlichen Morgendunst sind kleine Tropfen geblieben, die sich auf dem Dach und der Kühlerhaube gesammelt haben. Man kann nicht behaupten, dass dieses Auto unauffällig

wäre. Neben den Zechenhäusern wirkt ein weißer Alfa Romeo Spider wie eine Chimäre. Angriffslustig und funkelnd. Allein die Felgen aus ineinander verschlungenen Ringen sehen aus wie Preziosen. Weiß ist natürlich eine Damenfarbe, aber gut. Vier verchromte Auspuffrohre, Zierfelgen und meine Initialen auf dem Nummernschild. Als mein Onkel mich darauf hinweist, verschweige ich, dass dieses PR vermutlich *Public relations* bedeutet. Was soll ich machen, was Spider betrifft, bin ich bestechlich. Einhundertsiebzig PS. Ich wusste gar nicht, dass es Autos mit einhundertsiebzig PS gibt, mein letzter Stand waren die sechzig PS meines verblichenen Peugeot 205. Bei Autos habe ich ein gewisses Informationsdefizit, seitdem ich nach Venedig zog und meinen Peugeot verschenkte.

»Dat is ne Granate«, sagt mein Onkel.

»170 PS«, sage ich, »sechs Gänge.«

Ich rede, als würde ich von Alfa Romeo bezahlt. Schamlos. Allerdings lasse der Kofferraum zu wünschen übrig. Bemerkt mein Onkel, der mir geholfen hat, meinen Koffer zum Auto zu tragen. Er müht sich damit, mein Gepäck in den winzigen Schacht zu zwingen, der sich Kofferraum nennt. Dann tritt er zurück und läuft noch mal um den Wagen, begutachtet alles, die Karosserie, die Reifen, das Dach und sagt: »Vier Auspuffrohre! Haste sowatt schomma gesehen?«

Ich fühle mich wie ein Kind an Weihnachten. Stolz zeige ich meinem Onkel den Windschott zwischen den Überrollbügeln und die Scheinwerferwaschanlage und öffne das Dach, nur so, zu Demonstrationszwecken. Leise sirrend faltet sich das Dach zusammen und verschwindet in einer Klappe im Heck.

»Schicker Hund!«, sagt mein Onkel. Und erkundigt sich nach dem Benzinverbrauch.

»Ist ein Diesel«, antworte ich.

»Ein Diesel!«, sagt mein Onkel fassungslos. »Dat passt aber nich. Ein Diesel zieht donnich.«

»170 PS«, wiederhole ich streng.

»Na ja, watt soll's«, sagt er und kreuzt die Arme vor der Brust. »Und dat soll ne Testfahrt sein? Schreibste was darüber?«

»Ja«, sage ich, »einen Testbericht.«

Und dann schließe ich das Dach wieder, bevor es zu regnen beginnt. Außerdem könnten Ahornblätter ins Innere geweht werden. Jene wenigen Blätter, die über Nacht unbemerkt von dem Ahornbaum unseres Gartens auf den Bürgersteig gefallen sind. In Deutschland wird der Herbst zu ordentlichen Haufen zusammengefeht. Wenn er nicht gleich von der Laubsaugerarmee weggesaugt wird.

Schließlich kommt meine Mutter aus dem Haus und verabschiedet sich von mir. Sie umarmt mich. Und steht fröstelnd am Straßenrand.

»Wohin fährst du jetzt noch mal genau?«, fragt sie misstrauisch.

»Nach Stuttgart, nein, München«, sage ich.

»Und da gibst du den Wagen wieder ab?«

»Ja, da gebe ich den Wagen wieder ab.«

Und dann steige ich schnell ein, weil ich so schlecht lügen kann.

Kamen–Corleone: 2448 Kilometer. Behauptet jedenfalls Google Maps. Erreichbar in zirka einem Tag und einer Stunde. Wenn ich in einem Rutsch durchführe. Ich frage mich, aufgrund welcher Berechnungen Google Maps zu diesem Ergebnis kommt. Und was ist mit der Geschwindigkeitsbegrenzung in Italien? Hundertdreißig? Und was ist mit den Baustellen? Und den Pinkelpausen? Damals haben wir vier Tage gebraucht. Und sind außer zum Tanken

nicht stehen geblieben. Gut, es war ein Renault und kein Spider. Aber dennoch. Google Maps ist ein sehr optimistisches Programm, wie ich finde.

Der Sitz umgibt mich wie die Hälfte einer Muschelschale, endlich erschließt sich mir die Bedeutung des Wortes *Schalensitz*. Ich nehme mir vor, nur noch Autos mit Muschelschalensitzen zu fahren. Außer Kaffeekochen kann der Spider einfach alles. Er wechselt automatisch die CDs, wärmt den Sitz, berechnet den durchschnittlichen Benzinverbrauch und kreischt, wenn man mit der Stoßstange einem Hindernis zu nahe kommt.

Vor lauter Ehrfurcht für das Mirakel, in dem ich sitze, merke ich nicht, dass die Ampel bereits grün ist. Ich will schnell und elegant starten und würge das Wunderwerk ab. Alles Gewohnheitssache, sage ich mir. Wenn ich Auto fahre, neige ich dazu, Selbstgespräche zu führen. Vor allem, als ich nicht schaffe, den Spider wieder anzulassen, weil ich mich so schlecht daran gewöhnen kann, dass man heutzutage nicht mehr einen Schlüssel in ein Zündschloss steckt und herumdreht, sondern lediglich auf einen Knopf drückt. Ich drücke auf den Knopf. Nichts passiert. Hinter mir wird gehupt. Die Rache der Kleinwagenfahrer. Sitzen in einem rostigen Renault und hupen einen weißen Alfa Romeo Spider an. Immer mit der Ruhe, sage ich, endlich springt der Spider wieder an, und das Navigationssystem sagt: rechts halten.

Dann biege ich zum Westring ab, wobei ich auf der freien Strecke etwas auf das Gaspedal trete, nur um der hinfälligen Kreatur von Renault hinter mir kurz klarzumachen, was hundertsiebzig PS bedeuten. Gebt mir ein Auto, und ich bin glücklich. So gesehen ist Venedig der falsche Wohnsitz für eine wie mich, die in einem anderen Leben Testfahrerin geworden wäre. Nicht nur wegen des

Geschwindigkeitsrausches, sondern auch, weil man am Steuer eines Autos folgenlos schimpfen kann. *Was ist das denn für ein Vollidiot, man soll nie Frauen ans Steuer lassen, blöde Ziege.* All das muss ich unterdrücken, wenn ich in Venedig durch die Gassen laufe – und mir eine dicke Amerikanerin die Vorfahrt nimmt, eine Amerikanerin, deren Hose so tief sitzt, dass ich den Spalt ihres Hinterns sehen muss. Im schützenden Gehäuse eines Autos sieht man zu tief sitzende Hosen nicht, in Venedig aber darf ich nur höflich *permesso* zischen, und selbst das zieht bereits böse Blicke hinter sich. Das ist der eine Nachteil des autolosen Daseins. Der andere ist der, dass man nicht laut mitsingen kann. Mit Lucio Dalla, der von einer *puttana ottimista e di sinistra* singt. Ein echtes Spider-Lied. Denn am besten kann man über eine optimistische und linke Hure natürlich bei offenem Verdeck singen. Aber das Armaturenbrett meldet acht Grad, Herbst in Deutschland.

Irgendwann habe ich beschlossen, für meine Mafia-reportagen in Sizilien nicht mehr einen gesichtslosen Fiat-irgendwas zu mieten, nicht irgendeine Familienkutsche, sondern einen Spider. Schließlich muss es ja für etwas gut sein, dass in Sizilien immer schönes Wetter ist. Eine gewisse Aufsässigkeit spielte auch eine Rolle, das gebe ich zu. Einmal bin ich mit einem Spider in einer Prozession steckengeblieben, unweit von Marsala. Und ich habe heute noch im Ohr, wie eine Frau auf Sizilianisch *bottana* zischte, als sie an dem Spider vorbeiging, mit dem Rosenkranz in der Hand. Ein Wort, das man in einer Prozession eigentlich nicht verwenden sollte.

Hinter dem Kamener Kreuz ist die Cabrio-Saison allerdings schon lange beendet. Auf der Auffahrt zur A1 ziehen Zugvögel über mich hinweg, schwarze Punkte, die sich zu einem zuckenden Schwarm vereinigen. Ich folge ihnen, im

Süden liegt das Paradies. Jedenfalls auf jener mittelalterlichen Karte, die ich einmal in Venedig in der Biblioteca Marciana sah und die das Paradies auf Erden in Afrika verzeichnet hatte, an den Quellen des Nils.

Wolkenberge schieben sich über den Himmel, ziehen sich zusammen und lösen sich wieder auf. Die Sonne bricht durch, wie ein gigantischer Scheinwerfer beleuchtet sie die nass glänzende Autobahn, als sich der Himmel schon wieder verdunkelt und erneut Tropfen fallen. Das Licht wechselt so schnell, als würde man am Ufer des Atlantiks stehen. Das Laub färbt sich bereits, manche Bäume lodern schon blutrot. Als ich noch in Deutschland lebte, waren mir die Farben des Herbstlaubs gleichgültig, erst seitdem ich nach Italien gezogen bin, starre ich auf das deutsche Herbstlaub wie auf eine Erscheinung. In Venedig gibt es gar keine Bäume, und in Palermo wachsen vor allem Palmen, Magnolien und Pomeranzen – Bäume, deren Blätter keine Anstalten machen, sich zu verfärben.

Vor mir schleicht ein Laster durch die Baustelle, es ist bereits die dritte auf diesem kurzen Stück. Deutsche Autobahnen sind auch nicht mehr das, was sie mal waren. Missmutig schleiche ich hinter dem Laster her. Kilometerlang. Bis ich endlich Gas geben kann. Es hilft nichts: Wenn man ein schnelles Auto hat, will man auch schnell fahren. Fliegen, abheben, durch die Luft wirbeln. Und laut mitsingen. *Non so se hai presente una puttana ottimista e di sinistra.*

Hinter mir betätigt jemand die Lichthupe. Auch das hatte ich vergessen. Drängler. So etwas gibt es hier noch. Hochmütig und ohne zu blinken wechsele ich auf die andere Spur und versuche mich in den Anblick des Grüns zu vertiefen, das fast in die Autobahn herein wächst. Und wundere mich über das Schild, das die Geschwindigkeits-

begrenzung aufhebt, ein Schild, von dem Italiener nur träumen können. Bei mehr als hundertdreißig Stundenkilometern schnappt die Radarfalle zu. Und außerdem ist das Vergnügen in Deutschland auch noch umsonst. Keine Mautstellen, nichts. Freie Fahrt für freie Bürger. Jedenfalls bis kurz hinter Kamen. Bis zur nächsten Baustelle. Bis zum nächsten Stau. Zumindest vermute ich, dass der Grund für den vor mir befindlichen Stau eine Baustelle ist. Es ist Jahre her, dass ich das letzte Mal in einem Stau gestanden habe. Ich habe meine Zeit auf andere Weise verloren, auf Flughäfen und auf Bahnhöfen, in Sicherheitskontrollen und in Flugzeugsitzen. Und jetzt sind wir auf der Autobahn gefangen, jede Bewegung ist erstarrt. Ich suche die Radiosender nach Verkehrsmeldungen ab. Nach Staulängen und Umleitungsempfehlungen. Sicher gibt es in diesem Wunderauto auch ein Computerprogramm, das Staus aufspürt, nur habe ich noch nicht die richtige Einstellung gefunden.

Der Himmel hat sich aufgeklärt, vorübergehend, als ich höre, dass der Verkehrssprecher endlich unseren Stau meldet: Die Autobahn ist gesperrt, weil ein Laster umgekippt ist. Es ist, als sei gerade angekündigt worden, dass der Flug gestrichen wurde. Ich steige aus und versuche etwas zu sehen, natürlich vergeblich. Neben mir wartet ein Laster, der Fahrer blickt auf den Spider und macht mir Komplimente für die Zierfelgen. Die genau genommen nicht mein Verdienst sind. Aber warum so kleinlich. Und schon nehme ich die Komplimente so hochgemut entgegen, als seien die Zierfelgen an mir gewachsen.

Eine gefühlte Ewigkeit lang schreibe ich Emails mit meinem Blackberry, dann verliere ich mich im weltweiten All, klicke durch die Seiten der Tageszeitung *Il Fatto quotidiano*, schaue mir die Wettervoraussagen auf *Yahoo* an

und lande schließlich auf den Seiten meines italienischen Lieblingsblogs »Spinoza«, der ganz im Sinne des Philosophen geführt wird: Die Substanz an sich (also Gott) besitzt weder Willen noch Intelligenz. Spinoza.it kommentiert das Weltgeschehen mit getwitterten Sentenzen. Etwa: *Angelina Jolie besucht die amerikanischen Truppen im Irak. Schon vier Marines adoptiert. Oder: Panik am Flughafen Mailand. Sprengkörper mit rudimentärer Technik und einigen elektrischen Kabeln entdeckt: Es handelte sich um ein Alitalia-Flugzeug. Oder: Berlusconi: Wir dürfen Obama nicht verärgern. Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie empfindlich dieser Neger ist.* Als ich noch kichere und bedauere, niemanden an diesen Einsichten teilhaben lassen zu können, klopft der Lastwagenfahrer etwas respektlos auf die Motorhaube meines Spiders, um mich darauf aufmerksam zu machen, dass sich das Ende des Staus bewegt. Und ich drücke wieder auf den Startknopf. Wieder vergeblich. Irgendetwas mache ich falsch. Hoffentlich kriegt es der LKW-Fahrer nicht mit, dass ich es nicht mal schaffe, das Wunderwerk anzulassen.

An dem Fahrerhaus des LKWs hängt eine kleine Deutschlandfahne. Jedes Mal, wenn ich nach Deutschland komme, fallen mir diese Fahnen auf. Sie schmücken Vorgärten und hängen an Garageneinfahrten, sie verblassen an alten Fernsehantennen und an Balkongeländern. Die Fahnen sind neu in Deutschland. Jedenfalls für mich.

An der Teppichstange unseres Nachbarhauses hängt neuerdings auch eine Deutschlandfahne. Immer wenn ich bei meiner Mutter zu Besuch bin, gleiche ich die Plätze meiner Kindheit zwanghaft mit den Orten der Gegenwart ab. Ich lege das Heute auf das Damals und prüfe die Unterschiede. Auch dieses Mal stand ich am Fenster meines einstigen Zimmers, schob die von meiner Mutter mit viel Lie-

be drapierten Spitzengardinen etwas beiseite und blickte hinaus, wo alte Männer mit Prinz-Heinrich-Mützen durch die Straße hasteten, offenbar warteten ihre Frauen mit dem Mittagessen auf sie. Ein Altmetaltransporter fuhr vorbei, aus dem ein elektrisches Flötenspiel ertönte, es klang wie die Melodie des Lumpensammlers meiner Kindheit. Wir sind der Melodie immer mit einer Mischung aus Argwohn und Neugier gefolgt, weil es von dem Lumpensammler hieß, er sei Zigeuner. Und Zigeuner klauten Kinder, das war bekannt. Tatsächlich hatte der Lumpensammler schwarze Haare und dunkle Haut. Zigeuner und Südländer galten gemeinhin als dunkle Typen. Ein Urteil, das ich für etwas vorschnell hielt, denn die Italienerin der Eisdielen Cortina war selbst im Hochsommer so bleich wie die Bergmänner, die bei ihr Zitroneneis für ihre Kinder kauften. Ich liebte es, die Italienerin dabei zu beobachten, wie sie mit dem Portionierer das Eis aus dem Behälter schabte, zu Kugeln formte und klackend in die schwere, silberne Schale gleiten ließ – eine Schale, die mit einem Hauch von Reif überzogen und so kalt war, dass meine Finger an ihr festklebten. Die Haare der Italienerin waren schwarz mit einem Grauschimmer, wie Kokskohle. Ein behaartes Muttermal zierte ihr Kinn. Sie lächelte nie. Ich habe immer vermutet, dass sie an Heimweh litt.

Unten auf der Straße liefen weißhaarige Türken zur Moschee, die sich an der Straßenecke befindet. Früher war dort eine Heißmangel, ich erinnere mich noch an den Geruch der Laken, die dampfend aus der Mangel in einen großen Korb fielen. Und heute wird dort gebetet, wo früher schwitzende Frauen die Bettlaken falteten. Weil es in der Heißmangel so heiß war, trugen die Frauen nichts anderes als ihre Unterwäsche unter den Kittelschürzen, was mich als Kind sehr beeindruckt hat. Die Frauen trugen ihre

Kittelschürzen so weit aufgeknöpft, dass ich ihre riesigen Büstenhalter sehen konnte. Jedes Mal, wenn ich die alten Türken mit den weißen Haaren sehe, frage ich mich, ob sie sich damals, als sie ins Ruhrgebiet kamen, hätten träumen lassen, in einer deutschen Zechensiedlung alt zu werden. Zwischen einer Moschee, die mal eine Heißmangel war, in der Frauen halbnackt arbeiteten, und einer Videothek, die einst eine Kneipe war, in der sich der Sparclub meiner Großmutter traf.

Unten an der Bushaltestelle unter unserem Haus warteten alte Frauen mit Gehwagen auf den Bus, in meiner Kindheit standen dort Bergmänner, die der Zechenbus abholte. Sie trugen lederne Aktentaschen, in denen sich Thermoskannen und Butterbrote befanden. Hinter unserem Haus fuhr die Zechenbahn vorbei. Heute hat sich ihre Trasse in einen Radweg verwandelt, über den in Windjacken gehüllte Rentner fahren, und die Gemüsebeete der Zechenhäuser, in denen früher Grünkohl wuchs, wurden in Märchengärten verhext, mit Attrappen von Ziehbrunnen und mit Miniaturteichen, über die sich schmale Holzbrücken aus Plastik spannen, wie geschaffen für Schneeweißchen und Rosenrot. Früher waren alle Zechenhäuser so grau wie der Himmel an schlechten Tagen, heute sind einige von ihnen vanillegelb verputzt, was die restlichen umso grauer erscheinen lässt. An einer Regenrinne hing eine schlaffe Deutschlandfahne. So wie an diesem Fahrerhaus des LKW neben mir auf der Autobahn.

Weit bin ich noch nicht gekommen. Fünf Kilometer vielleicht. Bleiben noch 4440. Ich spiele an dem Navigationssystem herum, größerer Ausschnitt, kleinerer Ausschnitt. Die Stimme des Navigationssystems erinnert mich an meine Handarbeitslehrerin. Ganz schlechte Assoziation. Manchmal träume ich noch heute davon, vier Reihen

Kreuzstich stecken zu müssen, in ein vom Angstschweiß feucht und grau gewordenes Stück Batist.

Dortmund-Wickede, Unna, hier geht es zum Ruhr-schnellweg. Den bin ich erst gestern gefahren, als ich in Dortmund Italienisch essen ging. Giuseppe, der dünne Kellner meiner Jugend, bedient noch heute dort. Er sieht im Wesentlichen genauso aus wie früher, nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt. Immer noch zart und mit schwarzen Locken. Ich bestellte überbackene Muscheln, mehr aus Nostalgie, denn aus Überzeugung. Was die italienische Küche in Deutschland betrifft, habe ich, seitdem ich in Italien lebe, gewisse Vorbehalte.

Ich sprach Italienisch und Giuseppe sprach Deutsch, wie immer. Ruhrgebietsdeutsch. »Hömma Petra, wie lange hamwa uns nich mehr gesehen?«

Giuseppe behauptet, dass mein Italienisch besser sei als seines, und ich glaube, dass dies kein wohlfeiles Kompliment ist, sondern lediglich eine Feststellung; Giuseppe kam kurz nach seiner Geburt nach Deutschland, zu Hause sprach er nur sizilianischen Dialekt und in der Schule Deutsch. Er behauptet, Italienisch erst als Erwachsener gelernt zu haben – in der täglichen Arbeit als Kellner mit anderen Italienern. Es begeistert ihn, mich Italienisch sprechen zu hören, ein gewisser vaterländischer Stolz schwingt mit, wenn er hört, dass es mir gelingt, mit dem *congiuntivo imperfetto* umzugehen, und ich freue mich darüber, dass er stolz auf mein Italienisch ist, ganz so, als sei es sein Verdienst. Eine Zeit lang betrieb er ein eigenes Restaurant, und ich folgte ihm in treuer Freundschaft, wengleich auch misstrauisch beäugt von seiner Frau, einer Sizilianerin aus Trapani, die hinter der Theke stand. Wenn ich mit meiner Mutter bei ihm zu Abend aß, gab er uns immer einen Sambuca aus – flambiert, mit zwei darin schwimmenden Kaf-

feeböhen. Als ich nach Italien zog, überraschte es mich sehr, zu erfahren, dass außer Deutschen niemand in einem Restaurant nach einem Sambuca verlangt, weil der Likör in Italien seit den sechziger Jahren in Vergessenheit geraten ist.

Giuseppe zeigte mir die in Plastik eingeschweißten Fotos seiner vier Töchter, und ich zeigte ihm den Alfa Spider, der vor dem Restaurant stand. Giuseppe würdigte ihn mit einem gewissen Nationalstolz, als sei es eine besondere Gabe, die Eleganz eines Alfa Spider zu erkennen, so wie es nicht jedem gegeben sei, den *congiuntivo dell'imperfetto* fehlerfrei einzusetzen.

Er beugte sich zu mir herab, fragte: »Und damit fährst du bis runter nach Sizilien? Echt?«, und erwähnte nebenbei, dass er im letzten August, als er mit seiner Frau und den Töchtern zur Familie nach Trapani fuhr, durchgefahren sei. Einen Tag und eine Nacht lang. Ein Rekord.

Dann erzählte er von dem italienischen Sommerfest in Unna, das ein so großer Erfolg gewesen sei wie noch nie, weshalb es schade gewesen sei, dass ich es verpasst habe. Das Fest findet alle zwei Jahre statt, die italienische Lebensfreude wird mit Grappa und Limoncello und Rosmarinkartoffeln beschworen, die Fußgängerzone ist keine Fußgängerzone mehr, sondern ein Corso, der Marktplatz eine Piazza und überall sind Bühnen aufgebaut, auf denen Sänger stehen, die ihre Hemdkragen hochgestellt tragen und Azurro singen. Oder Felicità.

Und während Giuseppe von Fahنشwenkern aus Pisa, von apulischen Tarantellatänzern und Lichterbögen schwärmte, die jedem Prozessionszug zur Ehre gereicht hätten, erinnerte ich mich daran, dass Giuseppe sein Restaurant aufgegeben hatte, nachdem er zusammen mit seinem Geschäftspartner Antonio bedroht worden war. Ge-

naues hat er mir nie erzählt, nur so viel, dass ein paar Sizilianer aus Paternò etwas Geld erpressen wollten. Mit Maschinenpistolen bewaffnet seien sie in Antonios Wohnung eingedrungen, um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen – während seine Frau im Schlafzimmer schlief. Allerdings hätten die Sizilianer nicht damit gerechnet, dass bei Giuseppe und Antonio das Vertrauen in die deutsche Polizei größer als die Angst war. Die Polizei installierte Fangschaltungen, und bei der Geldübergabe wurden die Erpresser festgenommen. Aber ungeachtet seines Vertrauens in den deutschen Rechtsstaat verkaufte Giuseppe kurz danach sein Restaurant – und arbeitete wieder als Kellner.

Als ich ihn an die Geschichte erinnerte, blickte Giuseppe so zerstreut, als sei er gar nicht daran beteiligt gewesen. Als sei das, was damals vorgefallen war, eine Folge von Schimanski gewesen, in der er nur durch Zufall mitgespielt hatte, in einer unbedeutenden Komparsenrolle. Und an die er sich heute kaum noch erinnerte. Außer an die Szene bei der Geldübergabe. Als maskierte Polizisten sogar aus den Bäumen gefallen waren. Dann fügte er hinzu, dass es sich nicht um Mafiosi, sondern um Trittbrettfahrer gehandelt habe, als könnte mich diese Mitteilung beruhigen.

Ich frage mich, was Trittbrettfahrer weniger bedrohlich macht als Mafiosi. Soll es heißen, dass es sich um einfache und nicht um geadelte Kriminelle handelte? Vielleicht liegt es auch daran, dass ich ein Buch über die Mafia geschrieben habe. Seitdem Giuseppe das weiß, ist er um mich besorgt. Einige der Protagonisten kennt er persönlich. Niemand muss ihm erklären, wer der Clan Pelle-Romeo ist, jener Clan der kalabrischen 'Ndrangheta, der in das Blutbad von Duisburg verwickelt war – wobei »verwickelt« etwas euphemistisch klingt angesichts der Tatsache, dass die

sechs Toten von Duisburg alle Mitglieder des Clans Pelle-Romeo waren.

Giuseppe ist erleichtert, dass sich die Aufregung um das Attentat von Duisburg gelegt hat. Wie viele andere Italiener hat auch er sich geschämt, als die Zeitungsartikel erschienen – mit Überschriften wie »Duisburg unter Mafiaverdacht« oder »Die Killer waren schneller« oder »Mafiamorde: Festnahmen in NRW und Italien«. Glücklicherweise hat sich die Erinnerung daran langsam verflüchtigt, wie der blaue Rauch einer Zigarette. Duisburg ist wieder Duisburg und nicht mehr ein Synonym für die Präsenz der Mafia in Deutschland. Giuseppe kam wieder auf den Weltrekord im Tarantellatanzen. Und über die Lichterbögen, die dieses Jahr aus Bari geliefert worden seien. Vierhunderttausend Glühbirnen, sagte er. Und dann begleitete er mich bis zu meinem Auto.

Draußen war die Luft kalt und roch nach nasser Erde. Giuseppe strich um den Spider herum und fragte, warum ich mit dem Auto nach Sizilien führe, eigentlich sei es doch viel schneller mit einem Billigflug, Köln-Palermo direkt. Ich erzählte von meiner ersten Reise, damals, mit zwanzig. Und dass man manche Reisen zwei Mal machen muss. Weil man selbst eine andere geworden ist. Und weil man, wenn man eine andere geworden ist, andere Dinge sieht als beim ersten Mal. Giuseppe schwieg und stand da, mit hochgezogenen Schultern. Dann sagte er: »Es sind gefährliche Leute, hör bloß auf damit.«

Der Wind fuhr in seine lange, weiße Kellnerschürze, als Giuseppe mir eine Hand voll *torrone* zusteckte, weißer Nougat mit Haselnüssen. Für unterwegs, sagte er. Zum Abschied kniff er mir in die Wange wie einem Kind.

Wenn man durch das Ruhrgebiet fährt, steigen manchmal Kühltürme aus der Landschaft auf wie anderswo Barockkirchen. Jedenfalls dann, wenn nicht gerade Lärmschutzwälle den Horizont beschränken, getarnt von kleinen, zarten Birken, deren Blätter so aussehen, als hätte man sie in Gold getaucht. Das macht sie mir sympathisch, denn eigentlich stimmen mich Birken melancholisch, sie erinnern mich an den Osten, und der Osten erinnert mich an die Heimat, die in meiner Familie immer nur die verlorene war, aber jetzt, mit diesen goldgelben Blättern wirken die Birken hoffnungsfroh, unverzagt, fast heiter.

Ich frage mich, ob Italiener, wenn sie Deutschland besuchen, von den Birken auch melancholisch gestimmt werden oder ob sie die Birken mit der Tiefe der deutschen Seele verbinden? Mit deutscher Romantik und mit Caspar David Friedrich? Der Mensch, winzig, sich vor der Unendlichkeit der Natur verlierend? Aber gegen die deutsche Romantik spricht die Tatsache, dass die Welt und mit ihr die Natur hinter Lärmschutzwällen versteckt werden. Wenn Caspar David Friedrich wieder auferstehen würde, wäre das für ihn vielleicht ein lohnendes Motiv: der Mensch, sich vor der Unendlichkeit aus Lärmschutzwällen verlierend. Sicher ist es für die Anwohner erleichternd, nicht Tag und Nacht von dem Brausen der Autobahn belästigt zu werden. Aber irgendwie ist die Perfektion, mit der vor dem Lärm geschützt werden soll, auch beängstigend. Und je länger ich an den Birken und den Schutzwällen entlangfahre, umso mehr wünsche ich mich nach Süden, zum Lärm, zu den Zypressen. Und daran ist wahrscheinlich meine romantische deutsche Seele schuld.

In meiner Kindheit gab es keine Lärmschutzwälle, die Autobahn führte direkt neben dem Balkon meiner Großeltern vorbei, das Rauschen hörte man selbst wenn die

Fenster geschlossen waren. Es klang wie eine Meeresbrandung. Jedenfalls wenn ich die Augen schloss und auf dem mit grünem Kunstrasen ausgelegten Balkon meiner Großeltern vom Süden träumte. Von der Sonne und vom wolkenlosen Himmel. Und von Orangenblüten. Und von kleinen, barock verschnörkelten Dörfern, in denen jeder Kantstein älter und ehrwürdiger war als das ganze Ruhrgebiet zusammen. Im Grunde unterschied sich meine Erwartung vom Süden damals nicht wesentlich von jener der Generationen vor mir – den Reisenden der *Grand Tour*, für die diese Reise nach Italien ein »Curriculum der Welt Erfahrung und Selbstbildung« war. Für Patriziersöhne, die angesichts des Klimas und der Sinnlichkeit in einen ekstatischen Rausch gerieten. Für adlige Damen, die über die schlechte Luft in den Pontinischen Sümpfen klagten. Leider wusste ich noch nichts von der *Grand Tour*. Nur etwas von Pizza Quattro Stagioni.

Am Tag bevor ich mit dem Spider losfuhr, hatte ich noch einen kleinen Spaziergang durch die Stadt gemacht, mit prüfendem Blick. Auf der Suche nach dem Früher stellte ich fest, dass es keine Post mehr gab und nur eine einzige winzige Pizzeria, dafür aber jede Menge Discount-Läden, Schnäppchenmärkte und Restpostengeschäfte. Manchmal sah ich Gesichter, die ich kannte. Oder die ich gekannt habe. Ehemalige Mitschüler. Wenn ich sie erkannte, war mir, als sähe ich ihre Kindergesichter vor mir, aber schon nach zwei Wimperschlägen waren sie wieder gealtert. So war es auch, als ich meinem alten Lateinlehrer begegnete.

»Na, Petra, lebst du noch?«, sagte er und lachte.

»Ja«, sagte ich. »Noch.«

Ich hatte ihn bei Karstadt getroffen, zwischen zwei Verkaufstischen mit verramschten Büchern. *Kamasutra für Anfänger* und *Blumenampeln selbst gemacht* für zwei Euro

fünfzig. In Kamen gibt es niemanden, der nicht wüsste, dass ich mein letztes Buch über die Mafia geschrieben habe. Und dass ich von einigen Personen, die in meinem Buch vorkommen, verklagt und bedroht wurde. Wenn meine Mutter auf dem Wochenmarkt einkauft, fragt man sie: »Na, wie viele Klagen hat deine Tochter denn schon?« Als handele es sich um einen guten Witz.

Auch mein Lateinlehrer amüsierte sich. »Was kostet eigentlich so ein Mord, bei den Mafiosi?«, fragte er, immer noch lachend. Ich bemerkte, dass seine Haare immer noch so lang waren wie zu der Zeit, als er als junger Referendar in unsere Schule gekommen war. Damals war er blond, jetzt waren seine Haare weiß.

»Nichts«, sagte ich. »Mafiosi bringen aus Überzeugung um.«

»Tatsächlich«, sagte mein Lateinlehrer erstaunt. Dann fügte er hinzu: »Aber da, in Italien, da kriegt man das Problem mit der Mafia einfach nicht geregelt.«

»Tja«, sagte ich.

»Und wirst du jetzt ... beschützt?«, fragte mein Lateinlehrer und kicherte wieder. »Ich meine: Ist da so Polizei um dich herum?«

Vielleicht lag es an den Stapeln von *Kamasutra für Anfänger*. Oder an den *Blumenampeln selbst gemacht*. Ein Idyll, das jeden Gedanken an Mafia erstickt. Meine Lippen klebten zusammen. Ich wollte antworten. Doch ich war nicht schnell genug. Ich wollte sagen: Auch hier in Deutschland gibt es ... Aber es kam nichts aus mir heraus. Und als sich meine Lippen wieder lösten, war mein Lateinlehrer schon weitergegangen.

2

Bis auf ein paar Wolken, die am Horizont liegengeblieben sind wie ein unordentlich zusammengelegtes Bettlaken, hat sich der Himmel aufgeklärt. Nahezu endloses Azur. Fast wie in Italien. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich bereits in Italien lebte, als mich ein italienischer Fotograf davon zu überzeugen versuchte, dass es nichts Monotoneres gäbe als einen ewig blauen Himmel. Ich war der Meinung, dass es sich dabei um ein Minderheitenproblem handeln müsse, denn wer so wie ich einen großen Teil des Lebens unter atlantischen Tiefausläufern verbracht hat, ist für jeden Tag dankbar, an dem er in diesen ewig blauen Himmel blicken darf. Eigentlich. Aber irgendwann, als ich in Sizilien in dem gleichen unendlichen Blau aufwachte, das mich schon seit Wochen begleitet hatte, dachte ich, dass er recht hatte. Man kann der Unendlichkeit und des schönen Wetters überdrüssig werden. Die Vollkommenheit ermüdet. Das Auge sehnt sich nach Unregelmäßigkeiten. Nach dem Muttermal in einem ebenmäßigen Gesicht. Nach der einen hervorspringenden Säule an der Renaissancefassade. Nach dem winzigen Federwölkchen im endlosen Azur. Solche Gedanken kommen mir beim Autofahren. Auch weil schon wieder ein Schutzwall mein Gesichtsfeld begrenzt. Das Einzige, was ich uneingeschränkt betrachten kann, ist der Himmel.

Die nächste Ausfahrt führt nach Schwerte. Obwohl es nicht weit vom Ruhrgebiet entfernt ist, kann man Schwerte fast idyllisch nennen, eine Kleinstadt am Rande des Sauerlandes, zwischen Wiesen und milden Hügeln in die Senke des Ruhrtals geschmiegt. Liebevoll restaurierte Fachwerkhäuser lehnen aneinander, und das Kopfsteinpflaster sieht aus wie poliert. Italiener würden Schwerte lieben. Sie würden die Sauberkeit rühmen und die Fahrradwege preisen. Welch eine Zivilisation!, würden sie ausrufen.

Neben einem Skulpturenbrunnen, mit denen nahezu jede deutsche Innenstadt verpestet ist, gehört zum Stadtbild einer deutschen Kleinstadt stets auch mindestens ein schmuckloser Flachbau, in dem eine Schule untergebracht ist. Offenbar betrachten Architekten den Bau einer Schule als lästige Pflicht, an irgendetwas muss es liegen, dass am Ende oft Gebäude herauskommen, bei deren Anblick man sich sofort an Schulstunden erinnert, die nicht sechzig Minuten, sondern ein Jahrhundert dauern, mit grauen Waschbetonwänden, die ein Leben als ewiges Nachsitzen verheißen. In Schwerte ist die Gesamtschule ein türkisblau verkleideter Klinkerbau, eine Mehrzweckhalle, aber selbst das hoffnungsvolle Türkisblau kann den Eindruck nicht tilgen, als würden in diesen Hallen Schüler gelagert.

Die Schule steht verlassen da, es sind Herbstferien. Über den leeren Schulhof weht eine zerfetzte Plastiktüte. Man sieht keine Fahrräder, keine Jungs mit tief hängenden Hosenboden schlendern vorbei, kein Kreischen junger Mädchen ist zu hören. Nur das Rauschen des Windes und das Rufen einiger Krähen, die über den Schwerter Himmel hinweg ziehen.

Im Schuljahr 2005/2006 unterrichtete ein junger Sizilianer an dieser Gesamtschule Italienisch als Fremdsprachen-

assistent. Als er nach Schwerte kam, hatte er bereits an der Universität Palermo seine Studienabschlussarbeit in neueren Sprachen geschrieben. Mit dem Titel »Die Goten als Gegenstand der Ethnographie«. Sein Name war Francesco Paolo Provenzano, genannt Paolo.

Unter dreihundert Kandidaten war Paolo Provenzano vom italienischen Erziehungsministerium ausgewählt worden, um die italienische Kultur im Ausland zu repräsentieren. Als einer von sechsunddreißig jungen Italienern, die an deutschen Gymnasien und Gesamtschulen den Italienischunterricht beleben und mit den deutschen Schülern über Italien reden sollten. Über das *Risorgimento* und die Einigung Italiens vielleicht. Oder über den Faschismus und die *Resistenza*. Oder über Dante, Boccaccio und Petrarca. Über die Mafia nicht unbedingt. Kein abiturrelevantes Thema. Obwohl Paolo Provenzano über die Mafia sicher einiges zu sagen gehabt hätte. Er ist nicht irgendein junger Italiener, sondern der jüngste Sohn von Bernardo Provenzano, jenem legendären sizilianischen Boss, dem es gelang, dreiundvierzig Jahre lang sowohl seine Verfolger als auch seine Rivalen abzuschütteln. Ein Gottvater, der bereits zu Lebzeiten zum Mythos wurde, verklärt von der Mafia. Bernardo Provenzano hat es verstanden, die Cosa Nostra nach den Attentaten auf die beiden Staatsanwälte Giovanni Falcone und Paolo Borsellino aus einer der schwersten Krisen ihrer Existenz in eine verheißungsvolle Zukunft zu lenken.

Nein, man habe nicht gewusst, um wen es sich handle, als dieser junge Italiener seinen Unterricht angetreten habe, sagte mir der Schuldirektor am Telefon. Er habe es nicht gewusst, und die Italienischkolleginnen auch nicht. Man habe Paolo Provenzano wie jeden anderen auch aufgenommen, alle hätten ein positives Bild von ihm gehabt. Paolo

sei ein integrierter Junge gewesen, wohlerzogen und freundlich. Seine Aufgabe sei gewesen, landeskundliche Aspekte in den Unterricht einzubringen, Essen, Wein, Philosophie, moderne Literatur. Solche Dinge.

»Verstehe«, sagte ich.

Paolo habe in Dortmund in einer bescheidenen Zweizimmerwohnung gewohnt, sagte der Direktor. Und nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: »Wissen Sie, wäre er protzig gewesen, dann wäre uns ja etwas aufgefallen.«

»Natürlich«, sagte ich.

Und so brachte Paolo Provenzano seine landeskundlichen Aspekte in den Unterricht ein, das sizilianische Marionettentheater vielleicht oder die *dolci della martorana*, die an Allerseelen in Palermo von den Klausurschwestern der Santa Maria dell’Ammiraglio verkauft werden, Weintrauben, Kirschen, Auberginen aus glasiertem Mandelteig. Vielleicht auch etwas über die Tempel von Selinunt. Kunst, Kultur, Antike.

Ich fragte mich, ob ich dem Direktor etwas über Bernardo Provenzano erzählen sollte, jenem Boss, der bei der Geburt seines Sohnes Paolo im Jahr 1982 schon seit fast zwanzig Jahren auf der Flucht lebte – wobei das »auf der Flucht« fälschlicherweise ein etwas unbequemes Leben suggeriert: versteckt in undurchdringlichen Wäldern, Schlafen in zugigen Schäferhütten. Tatsächlich musste Bernardo Provenzano keineswegs auf sein Familienleben verzichten; über Jahre lebte die Familie Provenzano gut beschützt in einer komfortablen Wohnung mitten in Palermo, eine Zeit lang auch in Trapani. Zumindest vermutete das ein Sprachwissenschaftler, dem man Abhörprotokolle der Familie Provenzano vorspielte und der in dem Tonfall der beiden Söhne Provenzanos den Akzent Trapanis feststellte.

Vielleicht hätte ich dem Direktor erklären sollen, dass

Bernardo Provenzano nicht irgendein Mafiaboss ist, sondern einer, dessen Terror das Leben und die Politik Italiens über Jahrzehnte bestimmt hat und noch bis heute bestimmt? Und dass die Söhne und die Frau von Provenzano deshalb im Jahr 1992 nach Corleone zurückkehrten, weil dies ein Schicksalsjahr war – für die Cosa Nostra und für Italien?

Nach jahrzehntelanger Flucht tauchte Provenzanos Frau am 5. April 1992 mit den Söhnen wieder aus dem Nichts auf. Per Taxi. Gleich nach ihrer Ankunft wurden sie bei den Carabinieri vorgestellt. Nicht weil die Familie den Beamten etwas mitzuteilen gehabt hätte, sondern weil Paolo und sein Bruder Angelo keine gültigen Papiere hatten. Nach eigenem Bekenntnis waren sie im Nirgendwo geboren, im Limbus, wie jene Seelen, die ohne eigenes Verschulden vom Himmel ausgeschlossen sind. Einem Nirgendwo, das bevölkert war von eilfertigen Priestern, die sie taufte, zur Kommunion führten und ihnen die Beichte abnahmen. Von verständnisvollen Lehrern, die ahnten, dass ihre Namen falsch waren, aber nichts Genaueres wissen wollten. Von freundlichen Unternehmern, die dafür sorgten, dass es der Familie an nichts fehlte, von Carabinieri, die beide Augen zudrückten, von kommunalen Angestellten, die ihnen falsche Papiere ausstellten, von Regionalpolitikern, Anwälten und Lokalpolitikern. Und von Mafiosi, die ihnen als Chauffeure und Leibwächter, als Sendboten und als Familienersatz dienten.

Für die Carabinieri in Corleone waren Angelo, Paolo und ihre Mutter nichts anderes als die Verwandten eines flüchtigen Mafiabosses, die wieder in ihre Heimatstadt zurückkehrten. Familienmitglieder ohne Vorstrafen, denen man nichts vorwerfen konnte. Familienangehörige sind unberührbar – sie machen sich selbst dann nicht strafbar,

wenn sie mit einem international gesuchten Mafiaboss jahrelang in seinem Versteck gelebt haben. Angelo, der Ältere, war sechzehn Jahre alt, Paolo neun. Die Carabinieri stellten ein paar Fragen, durchsuchten das Gepäck der Familie und kamen zu dem beruhigenden Schluss, dass Bernardo Provenzano tot sein müsse: Warum sollten seine Frau und seine Söhne sonst wieder nach Corleone zurückkehren?

Einen Monat später wurde der Staatsanwalt Giovanni Falcone ermordet. Zwei Monate später wurde sein Freund und Kollege Paolo Borsellino in die Luft gesprengt. Da hatten sich Angelo und Paolo Provenzano in das Leben von Corleone bereits so unauffällig wie zwei fehlende Steine in ein Mosaik eingefügt. Die Söhne von Provenzano hatten es nicht nötig, hervorzuheben, wer sie sind, näherte man sich ihnen doch auch so mit der gebotenen Ehrfurcht. Sie waren Kronprinzen der Cosa Nostra. Und sie kannten die Spielregeln. Sie waren von klein auf daran gewöhnt, ihr Leben dem Willen von Cosa Nostra zu unterwerfen. Ihre Familie zu repräsentieren. Sie waren damit aufgewachsen, die Welt in »sie« und »wir« zu teilen, in Menschen und Mafiosi.

Paolos Bruder Angelo begann ein Studium der Kommunikationswissenschaften in Palermo und brach es dann ab, weil er sich lieber den Geschäften der Familie widmen wollte. Geld zu investieren. Er ließ sich als Landvermesser ausbilden, ein Beruf, der zu den beliebtesten in Italien gehört. Bebauungspläne sind eine Goldgrube. Vielleicht sollte ich dem Schwerter Schuldirektor sagen, dass Angelo Provenzano einer Ironie des Schicksals folgend eine Wäscherei in Corleone eröffnete, »Splendor« – die wenig später wegen Geldwäscheverdachts geschlossen werden musste?

Danach kümmerte sich Angelo darum, das Geld der Familie in Grundbesitz zu investieren, er hoffte auch einen

»Agriturismo« zu eröffnen, einen Landgasthof, der von EU-Geldern finanziert wird. Jedenfalls teilte er das seinem Vater per *pizzino* mit, jene kleinen Zettelchen, mit denen Bernardo Provenzano mit der Außenwelt kommunizierte. Zettelchen, auf denen Bernardo Provenzano, der ein einwandfreies Italienisch spricht, sich nicht nur mit einem rudimentären Sizilianisch voller Grammatikfehler zu tarnten versuchte, sondern wichtige Namen mit Zahlen kodierte, eine Verschlüsselungstaktik, die an ein Kinderspiel erinnert: Die Ziffer 4 bedeutet A, Ziffer 5 B, Ziffer 6 C. Und so weiter. Und natürlich durfte die Formel *Danken wir unserem Herrn Jesus Christus* am Ende nie fehlen.

Während sein Bruder die Geschäfte der Familie führte, studierte Paolo Provenzano Deutsch. Deutschland wird ihm vertraut gewesen sein: Immerhin lebte sein Onkel Simone dreißig Jahre lang in Nordrhein-Westfalen, im niederrheinischen Willich, keine anderthalb Stunden Autofahrt von Schwerte entfernt. Dort arbeitete er als Stahlkocher bei Thyssen. Simone war in den sechziger Jahren nach Deutschland gegangen – nach ein paar Unannehmlichkeiten, die ihm in Sizilien widerfahren waren, ein Mordprozess, bei dem er mangels Beweisen freigesprochen worden war. Solche Dinge. In Willich hatte er in einem gemieteten Reihenhaus gelebt. Bis er wieder nach Corleone zurückkehrte, um dort seinen Lebensabend zu verbringen.

Es war der abtrünnige Mafioso Antonino Giuffrè, der einstige Stellvertreter Provenzanos, der die italienischen Staatsanwälte darauf aufmerksam machte, dass hinter einer Figur wie dem Bruder von Provenzano mehr stecke als die übliche Geschichte vom Gastarbeiter, der mit einem Pappkoffer nach Deutschland aufbricht, um sein Glück zu versuchen.

Es sei ja wohl nicht so gewesen, dass der Bruder von Provenzano nach Deutschland gegangen sei, um sich abzusetzen oder als Hilfsarbeiter zu arbeiten, sagte Giuffrè. Vielmehr gehe es der Mafia stets darum, in Deutschland Beziehungen zu knüpfen, mit Banken, mit deutschen Unternehmen – seit dem Fall der Mauer umso mehr. Wie viele italienische Unternehmen seien nach Deutschland gegangen, um zu investieren! Das Geheimnis des Überlebens der Mafia liege darin, dass sie sich stets den Veränderungen der Welt angepasst habe. Und in Zeiten der Globalisierung, sagte Giuffrè, sei die Mafia zu einem multinationalen Unternehmen geworden: Das Gehirn sitze in Sizilien, dann gebe es Gruppen von Sizilianern in Deutschland, in Osteuropa. Von wegen der Gastarbeiter mit dem Pappkoffer. Der Mafia gehe es um Aktienpakete.

Als die Provenzano-Familie 1992 wieder nach Corleone zurückgekehrt war, hieß es, dass die beiden Söhne fließend Deutsch sprachen. Zumindest ab und zu werden sie Onkel Simone in Willich besucht haben. Weshalb die italienischen Ermittler auch hofften, hier seinen Bruder Bernardo aufzuspüren, bei einem Weihnachtsfest *en famille*. Ein Weihnachtsfest der verdeckten Maßnahmen. Abhören, observieren, verfolgen. Doch die Fahnder, die aus Palermo angereist waren und ihr Hauptquartier im Polizeipräsidium von Mönchengladbach hatten, lauerten zwei Wochen vergeblich auf ihn.

»Man konnte dem Jungen ja nichts vorwerfen«, sagte der Direktor dann noch.

»Aber er ist in der Mafiakultur aufgewachsen«, versuchte ich einzuwenden.

Und der Direktor antwortete, dass er nicht genau wisse, was er sich darunter vorstellen solle.

Die Mafia ist ein totalitäres System – bestimmt von der

Verachtung für das menschliche Leben, wollte ich sagen. Mafiakultur bedeutet, dass der Einzelne nicht existiert und dass alle Interessen der Mafia untergeordnet sind. Dass es keine Werte gibt, an die man glaubt. Dass »Ehre« und »Familie« nur hohle Floskeln sind, weil stets nur eines zählt: das Weiterbestehen der Mafia. Und dass die Mafia, um dieses Ziel zu erreichen, jeden Einzelnen mit einem »Über-Ich« ausstattet, mit dem Bewusstsein, zu einem auserlesenen Volk zu gehören. Und dass die Zugehörigkeit mit Riten und ungeschriebenen Gesetzen und Aufnahme-ritualen beschworen wird – genau wie der Nationalsozialismus seine Mitglieder mit einem Über-Ich ausgestattet hatte. Aus einem Nichts wird ein Mafioso.

Ich sagte: »Mafiakultur, das ist so etwas wie Nazikultur. Wenn der Begriff ›Kultur‹ in diesem Zusammenhang überhaupt erlaubt ist.«

Ich hörte, wie der Direktor kurz Luft holte.

»Am Telefon ist das schwer zu erklären«, sagte ich noch und suchte nach einem Vergleich. Nach einer Person, die in Deutschland ähnliche Assoziationen auslöst wie der Name Provenzano in Italien. Ich suchte nach einem Schlächter, der die Politik bis in die Gegenwart hinein beeinflusst. Nach einem Mörder mit einem Erpressungspotenzial, vor dem sich bis heute eine ganze Politikerkaste fürchtet. Einer, der mit einem langjährigen Bundeskanzler die Bedingungen für die politische Zusammenarbeit mit der Mafia aushandelte und dafür dessen Wiederwahl garantierte – nachdem er diesem Bundeskanzler zuvor ein paar Millionen Euro für private Bauvorhaben zur Verfügung gestellt hatte, einer, der von dem Bundestagspräsidenten weiß, dass dieser vor einigen Jahren zusammen mit einigen Mafiabossen eine Maklergesellschaft gegründet hat, einer, der weiß, dass der ehemalige Justizminister Trauzeit-